

Nr. 292. Bromberg, den 17. Dezember 1936

Ein Mann entlaufen!

Roman von Vera Bern.

(26. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Gerda erzittert bei jedem Schritt, der durch die Nacht hallt — wenn Becker ihr Verschwinden schon entdeckt hätte?!

Sie wartet fünf Minuten. Dann klingelt sie selbst.

Der Nachtportier öffnet, in rasch übergestreiftem Beinkleid. Mürrisch. Gerda sagt:

„Ein Zimmer, bitte."

Der Portier antwortet, mißtrauisch:

„Jetzt ist kein Zug eingelaufen! . . . Gepäck haben Sie auch keins."

Gerda besteht:

„Ich gehöre zu Herrn Hans Römer aus Berlin!"

Der Portier gähnt:

„Ach richtig . . . der Herr von Nr. 12. Er hat gesagt, wenn er von einer Dame ans Telephon gerufen wird, man soll ihn holen, und wenn's mitten in der Nacht ist . . . Na, dann kommen Sie nur ruhig herein, Madame. Ich werde den Herrn wecken!"

Hans Römer läuft noch angezogen in seinem Zimmer auf und ab.

„Die Dame hat nicht telephoniert . . . sie ist lieber gleich selbst gekommen und verlangt ein Zimmer. Soll ich . . ."

„Weisen Sie ihr ein Zimmer an!"

Oui, Monsieur. Das neben dem Ihrigen ist gerade frei!"

Im Vestibül bittet der Portier Gerda um Angabe ihres Namens, zur Eintragung ins Fremdenbuch.

„Ich muß um den Paß bitten, Madame."

„Ich heiße Gerda Manz."

„Ach so . . . ja. Bitte hier."

Der Portier denkt — noch immer verschlafen: komisch, diese ausländischen Namen! Sprechen sich meist ganz anders aus, als sie sich schreiben! . . . Und sorgfältig buchstabierend trägt er ein: Erna H—e—l—m—k—e. Geboren in . . . am . . .

Ach Gott, ja — denkt Gerda — ich heiße ja Erna Helmke! . . .

Hans Römer ist heruntergekommen:

„Kindchen! Was haben Sie denn nun wieder angestellt?!"

„Nicht hier! Nicht hier!" drängt Gerda. „Ich muß sofort mit Ihnen sprechen! . . ." Angstvoll blickt sie zur Eingangstür.

Hans Römers Augen durchforschen Gerdas Gesicht: Ja, sie hatte erreicht, was sie wollte — was er wollte!

Nun muß er lachen. Sie ist doch noch ein richtiges Kind, seine kleine Schutzbefohlene! . . . Hat eine große Reise hinter sich, eine sicher aufregende Auseinandersetzung mit dem Bräutigam — sonst wäre sie nicht ausgerissen mitten in der Nacht — und steht jetzt wie gebannt, weil sie ein an der Wand hängendes Zirkus-Plakat sieht, das in Buntdruck Löwenköpfe, einen Jockei, einen August mit grüner Perücke und eine rote Trapezkünstlerin zeigt.

„Ja . . . Gerda, ja", sagt Hans Römer. „Morgen gehn wir in den Zirkus! Selbstverständlich! . . . Wo haben Sie Ihr Necessaire?"

„Dort gelassen."

„War das nun wirklich wieder nötig, nachts durchzubrennen?"

„Ja. Es war nötig."

Er glaubt es ihr.

Eine halbe Stunde später sitzt Gerda in einem bordeauxroten, ihr an Armen und Beinen zu langen Herrenpyjama auf dem Kanapee ihres Zimmers, während Hans Römer, noch immer im Straßenanzug, die Hände in den Taschen, ärgerlich auf und ab geht.

„Also mehr haben Sie nicht aus ihm herausbekommen, Gerda?"

„Nein."

„Tja . . . Ich kann keine anderen Schlüsse daraus ziehen, als daß mein Vater eine direkt krankhafte Vorliebe für solche Zirkusweiber zu haben scheint! . . . Scheußlich!! Na — jene besagte verstorbene Luchon hat demnach eine Nachfolgerin bekommen! . . . Vielleicht die Trapezkünstlerin in dem roten Trikot! . . ."

„Möglich", sagt Gerda.

„Wissen Sie, Kind . . . nein, heutzutage wohl nicht mehr . . . aber es gab wohl früher viele Väter, die ihre Söhne aus den Händen solcher Weiber reißen mußten . . . Warum soll nicht einmal ein Sohn seinem Vater den gleichen Dienst erweisen? . . . Ist mir nur so unappetitlich, die ganze Geschichte . . . und liegt mir absolut nicht! Das ganze Milieu da . . . widerlich. Ist mir auch völlig — aber völlig unbegreiflich bei Vaters strengen Grundsätzen! . . . Wenn ich doch wenigstens die Beziehungen zwischen dieser „Dame" und meinem Vater lösen könnte, ohne daß er mich zu Gesicht bekommt! . . . Wissen Sie, Gerda, es ist nicht Angst, die ich vor dem Vater habe . . . nur Respekt . . . der verfluchte Respekt von früher her! . . . Es wäre mir entsetzlich, ihm eine Blöße geben zu müssen . . . ich weiß auch, daß es für ihn untragbar wäre . . . Das ist eben das Römersche in uns! Diese Scheu vor einem Einbruch in unser . . . unser . . . na sagen wir: Seelenleben!"

Gerda nickt.

„Na, müssen alles auf morgen lassen, Gerda!"

Gerda gibt keine Antwort — sie schläft schon wieder.

Und wieder legt er die Hände unter ihren Körper und trägt die federleichte Bürde auf ihr Bett.

Dann geht er noch lange in seinem Zimmer auf und ab.

Als er endlich das Licht ausknipst, liegt der Raum schon im Tagesschein, und die Vögel singen.

Laute Männerstimmen reißen Gerda aus tiefem Schlaf.

Sie fährt aus den Kissen, blickt auf den kleinen Reisewecker: acht Uhr morgens.

Um Gottes Willen! . . . Um Gottes willen! . . . Das ist ja seine Stimme! . . . Alfred Beckers Stimme!

Sie springt mit einem Satz aus dem Bett, stürzt zur Gangtür, legt ihr Ohr an das Holz.

Ja — Alfred! Unverkennbar, diese in der Erregung so heisere und doch so weittragende Stimme . . .

Zwischenrufe werden laut. Türen klappen. Schritte. Laufen.

Wenn er heraufkommt? Ihre Tür einbricht . . .?

Sie stürzt an Hans Römers Zimmer, reißt beinahe die Klinke ab. Schreit hinein:

„Hans! Hans! . . . Der Alfred . . ."

Das Zimmer ist leer. Auf dem Tisch ein Zettel: Bleiben Sie unter allen Umständen im Zimmer!

Das Mitleid, das Gerda noch gestern gespürt, als Becker ihr gute Nacht gewünscht, ist ausgelöscht von ihrer Angst. Sie muß wissen, was da unten vor sich geht. Sie öffnet die Gangtür, horcht hinaus.

Rauh die Stimme Alfred Beckers, in ungefügen, hartem Französisch:

„Ich sage Ihnen schon hundertmal: Gerda Manz . . Gerda Manz . . . Sehen Sie im Fremdenbuch nach, zum Donnerwetter!"

Die Stimme des Portiers: „Auf Fragen, die in solchem Ton an mich gerichtet werden, gebe ich keine Auskunft."

„Also gut . . . dann bitte ich Sie . . . bitte Sie . . ."

Gerda hört das Aufhauen des Fremdenbuches auf das Pult und beinahe das Umblättern der Seiten.

„Nein, Monsieur. Keine Dame dieses Namens bei uns abgestiegen."

Beckers halb erstickte Stimme: „Ist heute nacht eine Dame in Ihr Hotel gezogen? Ja oder nein?"

„Ja, Monsieur! Aber die gehörte zu einem Herrn!"

Da bricht es heraus aus Becker, mit einer Stimme, die das ganze Treppenhaus füllt: „Geben Sie mir das Fremdenbuch! Ich will selber kontrollieren!"

Der Portier: „Wenn Sie nicht Ruhe geben, Monsieur, müßte ich Sie bitten, das Haus zu verlassen! Ich habe unsere Gäste zu schützen. Wir sind ein Haus ersten Ranges!"

Becker wie von Sinnen: „Ich will das Fremdenbuch!" Er sagt es zehnmal, zwanzigmal, in motorischer Wiederholung. Brüllt: „Ich schlage das Hotel zusammen!" Dazwischen auf Deutsch: „Frauenzimmer! ... So ein Frauenzimmer!"

Fünf Minuten dauert das laute Toben. Dann verstummt der Lärm — wie abgerissen. Gedämpftes Murmeln. Schritte, die sich entfernen. Das Zuschlagen der Hoteltür.

Erst nach einer halben Stunde getraut sich Gerda zu klingeln.

„Madame wünschen?"

Gerda fragt, während ihr Blick unsicher an dem Zimmermädchen vorbeiirrt: „Sagen Sie bitte . . . der Lärm vorhin . . ."

„Hat Madame gehört? . . . Oh, es war schrecklich! Aus allen Zimmern sind die Gäste herausgekommen! . . . Der Herr hat einen Revolver gehabt . . . der Portier hat an die Polizei telephoniert . . . zwei Gendarmen sind gekommen und haben den Herrn mitgenommen!"

Gerda zittert wie Espenlaub.

„Ja," sagt das Zimmermädchen, während sie die Betten zum Sonnen aufs Fensterbrett legt, „man kann nicht vorsichtig genug sein! So ein Allemand, der hat doch einen ganz anderen Kopf . . . aber — wer weiß, was das für eine böse Person ist, die den Herrn so verrückt gemacht hat? . . . Es gibt so schlechte Frauen, Madame . . .! Darf ich Madame das Frühstück bringen? Tee? Kaffee? Schokolade?"

„Ja", sagt Gerda.

„Tee, Madame? Oder Kaffee oder Schokolade?"

„Ja."

Unten sagt das Zimmermädchen zum Portier:

„Die Dame oben . . . ich weiß nicht . . . Vielleicht hat der aufgeregte Herr doch recht! Vielleicht ist das seine Dame!?"

Der Portier fährt das Mädchen an: „Halten Sie den Mund! Mein Nachtkollege hat sich den Paß der Dame geben lassen und danach den Namen ins Fremdenbuch eingeschrieben! Alles andere geht uns nichts an. Gehen Sie an Ihre Arbeit."

Während Gerda vor Schokolade und Aprikosenkonfitüre sitzt, taucht Direktor Molignon große Brocken Weißbrot in seinen café au lait und wirft ab und zu dem Merinischen Pudel einen Happen in das aufgerissene Maul. Er sitzt an einem wackeligen Tisch vor seinem Wohnwagen und freut sich des Lebens.

„Siehst du, Juliette, mein Kind . . . es wird dann nötig sein, jedes Jahr ein paar Monate in Berlin zu verbringen, um den Kontakt mit dem Apollo-Konzern zu halten... Vertreter für Südfrankreich ist nicht übel — für ganz Frankreich, mit Sitz in Paris, ist besser!"

„Wenn es nur gut geht heute abend", unkt Madame Molignon. „Wie du das dir so denkst mit dem René . . .! Der wird gerade deinem Monsieur Staniol zuliebe mir nichts dir nichts den Vertrag unterschreiben . . .!"

„Nichts verstehst du von Psychologie, mein Kind! Laß nur deinen Mann machen! . . ."

Madame Juliette kneift die Augen zusammen, die Gestalt zu unterscheiden, die da von der Straße her über die Wiese kommt: „Molignon, räum den Kaffee ab, bring die Billette her! Warum soll der Vorverkauf erst um zehn beginnen, wenn die Leute schon jetzt die Kasse stürmen?!" Mit freundlichem Grinsen nickt sie dem Herrn entgegen, der raschen Schrittes auf sie zukommt.

„Ich möchte den Direktor des Cirque d'été sprechen."

Madame Molignon vereist — schon wieder ein Agent!.. Sie sagt kalt, während sie ihren Mann — der gerade den Merinischen Pudel nach einer Zecke absucht — durch warnende Blicke fortzuscheuchen sucht:

„Herr Direktor ist beschäftigt. Ihr Name, Monsieur?"

„Römer!"

„Molignon! Molignon!" Madame Juliette springt auf: „Direktor Römer ist da! Wo steckst du denn schon wieder? Laß doch den dummen Köter, das ist doch dem Merini seine Sache!"

Molignon stürzt mit ausgestreckten Armen auf den Gast zu: „Endlich!" — Stutzt dann: Mein Gott, das war ja noch ein halbes Kind! Das war doch nicht möglich.

„Ich glaube nicht, daß Sie mich erwartet haben. Ich bin Hans Römer. Sohn des deutschen Industriellen Römer, des Direktors der Maschinenfabrik „Vulkan" in Berlin!"

Molignon läßt die Arme herabfallen.

„Ich muß Sie um eine Auskunft bitten, Herr."

„Mit größtem Vergnügen!"

Nun scheucht Molignon seine Frau durch Blicke fort. Weist auf den freigewordenen Platz: „Bitte . . ."

Hans Römer sitzt mit aneinander gepreßten Knien. Sehr gerade und steif. Er hat keinen Sinn für die Romantik dieses Schauplatzes:

„Ich muß Sie ersuchen . . .," er sagt es hart, beinahe unhöflich, „. . . mir Auskunft über meinen Vater zu geben."

Molignon starrt den jungen Herrn an, der ihm eine so unsinnige Frage stellt:

„Ich kann Ihnen keine Auskunft geben. Ich kenne den Herrn Direktor nicht!"

„Aber diese Manon Luchon — die kannte ihn, nicht wahr?!"

„Ja. Die kannte ihn."

„Welche Dame hat jetzt den Vorzug?"

„Ich verstehe nicht . . ."

„Sie verstehen nicht? So?! . . . — Und ich bitte Sie trotzdem, mir klipp und klar Antwort zu geben: in welchen Beziehungen steht mein Vater zu Ihnen?"

„In gar keinen Beziehungen mehr!"

„Und früher? . . . Meine Mutter ist vor wenigen Tagen gestorben . . .

„Oh . . .", beugt sich Molignon bedauernd vor.

„. . . vielleicht mehr an den Folgen unserer Familienverhältnisse als an der Operation! . . . Ich habe noch eine Schwester! . . . Meine eigene Zukunft . . .! Die Fabrik . . .! Ich muß meinen Vater aus den unwürdigen Banden befreien, in denen er sich zurzeit befindet . . ."

Molignon, der kleine Romane, findet Vergnügen an dem jungen Germanen, der ihm da ohne jede Verbindlichkeit, aber so deutsch blitzsauber gegenübersitzt. Da er keine Gründe mehr zur Diskretion hat, steht er auf.

„Un moment! Ich hole die Briefe! . . ."

Er kommt mit einem Aktenheft aus dem Wohnwagen zurück: „So! Die Korrespondenz von Jahren!"

(Fortsetzung folgt.)

Schaukelpferd und Dampfmaschine.

Eine Geschichte zur Weihnacht
von **Christel Broehl-Delhaes.**

Es ist etwas los auf dem Hof: Vater und Sohn, der Alte und der Junge, haben sich in den Haaren gehabt. Nicht um große Dinge, beileibe nicht, wie die schlimmsten Verstimmungen meistens aus dümmsten Kleinigkeiten erwachsen. Der alte Bauer verfügt über eine Erfahrung, der einfach nicht beizukommen ist. Der Junge hingegen will sich's nicht sagen lassen, will selber versuchen, erproben und — hineinfallen. Die Männer machen das auf ihre Art miteinander ab, Dickköpfe, stur, schweigend, verbissen. Aber die Mutter! Die geht dazwischen her und kann es nicht ertragen.

Die Männer laufen ihr davon. Den Alten, ihren Alten, wird sie sich schon so beiseite nehmen, darum ist ihr nicht bange. Aber der Junge! Nachgeben soll er, er ist der Sohn, er schuldet Dank seinem Vater, der viel für ihn tat. Wie aber kann man es ihm sagen? Läuft er nicht vor sich selber davon? Die Mutter möchte manchmal so behutsam anfassen. Wie sie den Mund aufmacht, erschrickt sie vor ihrer eigenen Kühnheit, fürchtet, die Worte nicht zu finden, die helfen könnten. Ihre Blicke gehen an ihm hinauf und suchen seine Augen. Er sieht es wohl. Auch wird ihm die Kehle eng unter so reicher Güte, so mildem Verstehen, aber er kann nicht sprechen, er findet den Anschluß nicht mehr, jedes Wort, das er sagen würde, wäre kindisch, lächerlich, linkisch und beschämend. So meint er. Er kennt noch nicht die große Weise, eine Torheit mit Stolz und Kühnheit einzugestehen, einem anderen entgegen zu gehen auf halbem Wege und anzunehmen, auch der andere habe um die Hälfte recht.

So kommt auch die Mutter, die unschuldig ist an allem Mißverständnis, um manche Freude und wird traurig. Wer ihr nahesteht, müßte es spüren. Ans dem Blick. Auch ohne Worte. Aber der Junge hebt ja den Blick nicht auf bis zu ihrem Antlitz. Ihre Hände sieht er, die alle gewohnte Arbeit tun, selbstverständlich und voller Treue. Er möchte sie ergreifen und festhalten, aber Scham ist stärker als Einsicht.

Nun schaffen sie wohl, was wintertags vor Weihnachten getan werden muß. Der Junge geht auch in den Wald und schlägt den Tannenbaum. Es ist kalt an diesem Tage, voller Schnee und der zarten Himmelsröte vor einer scharfen Frostnacht.

In die große Stube bringt der Sohn den Baum und haucht sich in die erstarrten Hände. Die Mutter räumt im Zwielicht Stopfereien von des großen Tisches Kante. Vor dem riesigen Wandschrank hantiert murrend, erregt an der Pfeife ziehend, die ihm im Mundwinkel hängt, der alte Bauer.

„Wo ist denn das Schriftstück hin?" Er spricht es mehr zu sich selber, denn zu einem in der Stube.

Es wird ihm auch keine Antwort. Der Sohn lehnt mit dem Rücken an der Kachelwand des Kamins und wärmt sich. Die Mutter wirft einen ihrer sorgenden Blicke von einem zum andern.

„Kannst dich nicht erinnern?" spricht der Bauer sie an. „Da ist eine Pacht fällig. Und nun kann ich den Schein nicht mehr finden."

„Ist ja auch stockdunkel", sagt die Mutter, und ihre Hände bewegen sich um die Lampe, die von der Decke niederhängt, gerade über dem großen, runden Tisch, und mit der man, schiebt man sie zur Höhe, die ganze Stube beleuchten kann. Als das Licht brennt, findet sich das Schriftstück nicht besser. Der Bauer ärgert sich und beginnt auszuräumen. Aber wie! Zuerst mit zwei Fingern, dann mit dem Ellenbogen fegt er eine Menge Papier aus den Fächern, einfach in die Stube, auf den Boden. Je mehr er fegt, desto zorniger wird er. Der Sohn aber lehnt tatlos am Kamin und schaut geringschätzig uf das Tun des Alten.

Vermittelnd beugt sich die Bäuerin, hebt das Zeug von der Erde auf und versucht es wieder zu ordnen. Doch wie sie so am Boden liegt, den Rücken gebeugt und die Hände wiederum in Arbeit gebogen, hält es den Sohn nicht mehr. Er kauert sich nieder, widerwillig und doch von seinem Gemüt gezwungen, und hilft beim Ordnen.

Welch ein Zeug, das man da Jahre und Jahrzehnte aufbewahrt! In den Ofen gehört es. Manchmal stockt die Mutter und sieht sich eine Sache genauer an, und Erinnerungen fliegen wie ein Traum über Jahre hinweg in die Gegenwart. Dann lächelt die Mutter, gibt sich einen Ruck und legt alles beieinander und zum Wegtun.

Aber plötzlich stocken ihre Finger, daß ihr ein großes Blatt entgleitet, eine Zeitung fast an Umfang. Viele Gegenstände sind darauf abgebildet, für den Haushalt und für die Spielstube. Zu gleicher Zeit starren Mutter und Sohn darauf und dann einander — in die Augen.

„Sieh nur, Jochen!" lacht die Mutter dem polternden Alten in den Rücken, „Peters Schaukelpferd — — —"

Der Bauer hört nicht, will nicht hören. Er pafft und grollt und wühlt in Papier. Auf dem Boden aber lachen die beiden.

„ . . . mit seinem Lederzaumzeug und Steigbügeln, fest gebaut auf Brett mit Rädern, Kopfhöhe 65, Breite 31. Sattelhöhe 50 Zentimeter", liest der Junge. „Ja, das ist mein Peter!"

Der Name fällt aus der Kinderzeit.

„Peter hast du es genannt, ja, ja", erinnert sich die Mutter, „du hast das Pferd so geliebt, daß wir es erst weggeben durften, als du in die Lehre gingst."

„Da ist die Dampfmaschine", fährt die Mutter fort, den Finger auf dem gelben Prospekt, der an den Kanten leicht gefranst, „Jochen, und da hast du den roten Strich daran gemacht und dann später gesagt: „Lieber den Gaul! Mit der Maschine sprengt er sich selbst und uns alle in die Luft!""

Da hört der Alte mit Brummen auf, wendet sich und wirft einen unwilligen, aber gezwungenen Blick auf den Plan.

„Das Zeug — —", murmelt er, „schau, die Eisenbahn — —"

Die Mutter geht mit dem gelben Prospekt an den Tisch und zieht die Lampe ganz tief herab. Über den drei gebeugten Köpfen liegt jetzt das Licht, liegt aller Glanz, liegt Einheit und Versöhnung.

„Buberl, wie alt warst du eigentlich damals — —?" sinnt die Mutter nach und ist in ihrer jüngsten Ehezeit. „Nicht viel älter warst du, Vater, als Peter jetzt ist — er ritt auf deinen Knien oder auf deiner Schulter, und ich mußte den Tannenbaum schützen vor seinen wilden Griffen, wenn die Lust zu groß wurde . . ."

Einen Blick tut der Sohn seitwärts zu dem buschigen, grauen Kopf. Dieser da war damals braun und so alt wie er jetzt!

Zwischen den beiden lehnt die Mutter. Ihr Gesicht ist so schön, als wäre sie wieder ein junges Mädchen geworden, eine Braut, kaum angetraut ihrem Manne.

„Und später kam die Dampfmaschine doch", berichtet sie, „und wir sind dann tatsächlich beinahe einmal in die Luft geflogen."

Die Männer lachen laut auf. Daran erinnern sie sich noch genau. Nie war ein Sohn so bänglich zu seinem Vater gelaufen wie zu jener Stunde, nie war das Wissen um Hilfe vom erwachsenen, schützenden Menschen größer gewesen als damals — — —

Der Tannenbaum duftet durch die Stube, und von den Bratäpfeln in der Röhre des Kachelofens steigt ein würziger und süßer Duft auf. Der Bauer pafft stärker und wehrt sich vergebens gegen die Stimmung. Auge trifft in Auge, scheu erst, dann vertraut und nah. Vater! Und es ist doch der Junge, damals so klein und jetzt selbst schon ein Mann!

Wie noch der Sohn um das erste Wort ringt, das sie beide wieder verbinden soll, sagt rauh der Vater, mit einem Blick zur Mutter, die ihre Augen verbirgt, weil Männer nicht alles sehen sollen: „Und diese Weihnachten? Was wünschst du dir nun da?"

Da ist dem Jungen aus froher Seele ein Lachen beschert, das letzte Hindernisse hinweggeräumt. Er macht sich daran, den Baum in den Halter einzuschlagen, damit die Mutter ihn schmücke.

Rauhreif.

In den Wäldern strengen Schweigens
Weht der Rauhreif seine Spur.
Frostig fällt ein dünner Schimmer
Auf die blütenlose Flur.
Lächeln ist im Eis erstorben,
Und es rührt ein kalter Wind
Letzte Gräser, die vom Mäher
Noch nicht abgeschnitten sind.
Liebe, die durch Welten leuchtet,
Wacht in morgenjunger Kraft:
Durch den Rauhreif dunkler Tage
Glänzt ihr Feuer sonnenhaft. **Käthe L. Kamossa.**

Warum eigentlich „Pfeffer"-Kuchen?

Geschichte eines seltsamen Namens für ein köstliches Weihnachtsgebäck.

„Mutti — ist denn im Pfefferkuchen richtiger Pfeffer drin?" fragt mich mein Junge, nachdem er den ersten Pfefferkuchen vorsichtig im Munde zergehen ließ. Er ist nämlich ein „gebranntes" Kind, das nicht zum zweiten Male hineinfallen und auf ein scharfes Pfefferkorn beißen möchte, wie neulich beim Wurstebrot.

„Pfeffer im Pfefferkuchen —? Nein, gewiß nicht!"

„Ja, warum heißt das Gebäck dann überhaupt Pfefferkuchen, wenn doch kein Pfeffer drin ist?"

Ja, warum —? das interessierte mich nun auch. Ich schlug verschiedene Bücher nach, um nach dem Sinn zu suchen, der schon uralt sein muß, denn schon für unsere Großeltern waren Pfefferkuchen selbstverständlich und durften nicht auf dem Weihnachtsteller fehlen. Und da fand ich auch die Lösung, die ich meinem Jungen klarmachte. „Weißt du, früher, im Mittelalter, da liebte man derbe Späße, und am Stephanstage, den zweiten Weihnachtstag und am Dreikönigsfest am 6. Januar war es üblich, Freunde und Bekannte zu „pfeffern". Eltern überraschten ihre Kinder beim Morgenschlaf, wie ebenso umgekehrt die Kinder die Eltern, und schlugen sie mit Ruten aus Wachholder- oder Ebereschenzweigen. Mädchen und Burschen, Freunde und Bekannte, wer sich traf an diesem Morgen schlug sich mit den harten Zweigen, die man Lebensrute oder „Pfeffer"-Gerte nannte und deren Schlag Gesundheit, Kraft und Segen geben sollte. Dabei wurden Sprüche gesagt, wie:

„Ich pfeffere dich aus Herzensgrund.
Gott laß' dich jungen Mensch gesund".

Oder man schielte dabei zugleich nach dem „Pfefferlohn":

„Pfeffer, Dängel, Durscht —
Geld oder ne Wurscht!" —

Die so „Gepfefferten" gaben nun ihrerseits dem Pfefferer den Pfefferlohn: Gebäck und kleine Kuchen, die oft auch Sprüche trugen, wie:

„Dieser Kuchen schmecke dir
Wie ein süßer Kuß von mir
Wo zwei Herzen eng und zart,
wird viel Holz und Licht gespart,
Auf diesem Kuchen kannst du lesen:
Ich bin dir immer treu gewesen".

Dieser Brauch des Pfefferns und der Pfefferkuchen, die also nach dem bildlichen „Pfeffern" ihren Namen bekamen, hat eine ganze Reihe von Städten berühmt gemacht, die sich auf das Herstellen von Pfefferkuchen verlegten, wie Thorn, Nürnberg, Basel und viele andere.



Bunte Chronik



Weihnachtliche Namen und ihre Herkunft.

Der Name Weihnachtsstolle ist aus dem althochdeutschen Wort „stollo" entstanden, das Pfosten oder Säule bedeutet. Auf das Lateinische geht der Name Weihnachtsmette zurück, die in der Frühe gefeiert wird und nach der hora matutina = Morgenstunde benannt ist. Lateinischen Ursprungs ist auch das Wort Marzipan, das auf deutsch Markusbrot heißt; es kommt von marci pani, dem zu Ehren des Stadtheiligen von Venedig hergestellten Gebäck aus Zucker und Mandeln. Die Bezeichnung Lametta stammt aus dem Wort lamina, das ein dünnes Stück Metall bezeichnet. Auch der Name Printen, mit denen sich auch Thorn in der Herstellung weihnachtlichen Backwerks einen guten Ruf geschaffen hat, ist nur ein eingedeutschtes Wort. Die Printen, in deren Teig Figuren eingedrückt sind, haben ihren Namen nach dem im Rheinland gebräuchlichen Zeitwort „prenten", das auf das altfranzösische „empreinter", d. h. drücken, verweist.

Wo bleibt der Saffran?

In Marseille und in jenen Restaurants auf Montmartre in Paris, die sich dort eigentlich als provencalische Enklaven fühlen, herrscht große Aufregung. Der spanische Krieg pfuscht ihnen in die Speisekarte hinein. Es kommt kein Saffran mehr aus Spanien und infolgedessen steigen die Preise dafür zu phantastischer Höhe. Aus anderen Gegenden läßt sich aber kein Ersatz beschaffen, denn die Pflanze, die den Saffran liefert, wird fast nur in Spanien angebaut. „Mére-Nine", die Inhaberin eines bekannten Montmartre-Restaurants, nimmt für sich mit Stolz in Anspruch, daß sie die größte Saffranverbraucherin in ganz Frankreich sei. Womit soll sie aber jetzt ihre provencalischen Speisen würzen? Sie hat erklärt, wenn die da unten in Spanien nun nicht bald Frieden machten, dann würde sie sich auf ihrem Balkon in Blumentöpfen eine Kultur von Saffranpflanzen anlegen. Die Spanier werden sehr traurig darüber sein.



Lustige Ecke



Der höhere Wunsch.



„Was wünschst du dir zu Weihnachten, Lieschen?"

„Ein neues Kleid, Peter!"

„Ein Kleid? Hast du denn wirklich nicht höhere Interessen?"

„Doch, Peter, ich wünsche mir auch einen neuen Hut!"

*



Der Christbaum des neuverlobten Paares.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.